

Lebenswelt-Orientierung und passgenaue Hilfen – das ist der fachliche Titel für mein Referat. Diesem Untertitel aber haben die Veranstalter eine griffige Formulierung vorausgestellt: „wünsch dir was für Suchtpatienten“. Das hat mich, gestehe ich, zunächst irritiert und wir haben darüber diskutiert – weiter nachdenkend aber habe ich es dann doch als vielleicht etwas leichtfüßigen Titel für ein Problem verstanden, das für die Veranstaltung zentral ist. Das weite Feld der Arbeit mit süchtigen Adressatinnen ist durchzogen mit Wünschen und Erwartungen: die Adressatinnen sind in die Sucht geraten, weil sie Hoffnungen haben auf Vergessen, Phantasien, Rausch. Sie hoffen in der Suchtarbeit auf neue Wege, mit ihrem Leben zurande zu kommen, sie hängen in ihrer Sucht und setzen doch auch auf ein neues Leben. Sozialarbeiter setzen, wenn sie nicht weiterkommen, auf Psychiater. Die Psychiater ihrerseits denken, sie würden weniger in Katastrophen beigezogen, wenn die Sozialarbeiter belastbarer arbeiteten. Die Arbeitsvermittler erwarten, dass die Sozialarbeiter die Adressaten zur Arbeitsfähigkeit bringen. In Katastrophen setzt man auf die Polizei, man erwartet Kooperation.

Also: Das Feld ist durchzogen von Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, vor allem aber von Bildern und Klischees von Erwartungen, die in der Realität nicht gedeckt sind und die die Realität belasten.

Ich will dieses Geflecht der Chancen und Belastungen durch Vorstellungen nicht weiter verfolgen. Ich will stattdessen nach der Struktur fragen, die hinter diesem Geflecht von Erwartungen und Vorstellungen liegt in der Hoffnung, dass sich von da aus irrige und überzogene Bilder und Erwartungen entdramatisieren und einordnen lassen.

Die Aufgaben und das Problem sind klar. Das Feld der Suchtarbeit ist komplex und differenziert. Sucht geht einher mit anderen Formen der psychischen Belastung, psychische Belastungen führen zur Sucht. Sucht geht einher mit Arbeitsproblemen und Arbeitslosigkeit. Sucht geht einher mit vielfältigen Konflikten und Spannungen im privaten Lebensfeld. Dies ist ein komplexes Feld ineinander verwachsener Lebens- und Problemlagen, es gibt in ihm viele Verweise und Überlappungen, es beansprucht Mehrfachdiagnosen und offene Diagnosen und vielfältige und unterschiedliche Hilfen. Diese aber werden in unserer Gesellschaft arbeitsteilig angegangen. Dies braucht Kooperation – darüber kann man gar nicht streiten. Diese Kooperation aber ist dadurch erschwert, dass jeder Arbeitszugang eine eigene Struktur hat und seiner eigenen Logik folgt und dass – im Gegensatz dazu – jeder der

Arbeitszugänge in seiner Besonderheit sich oft auf ähnliche Prinzipien beruft und sich dabei - im Zug der modernen Diskussion in der sozialen Arbeit und der Sozialpsychiatrie - als ganzheitlich versteht, also als zuständig für die Komplexität des Feldes. – In diesem Doppelcharakter von Nebeneinander und Ähnlichkeit aber liegt – wenn ich das recht verstehe - das Problem und die Chance einer Lösung. Das Nebeneinander könnte nämlich deutlicher auf die Übereinstimmungen hin strukturiert werden, also als Nebeneinander unterschiedlicher Zugänge in einer prinzipiell ähnlichen Sicht, anders formuliert, als Unterschiedlichkeit innerhalb eines gemeinsamen Ansatzes, eines gemeinsamen Rahmens. – Dass ein solcher Rahmen Unterschiedlichkeiten nicht einebnen und aufgeben darf, ist evident – natürlich haben z.B. Sozialarbeit, Psychiatrie, Arbeitsverwaltung und Polizei unterschiedliche Aufgaben. Zur Debatte aber stehen muss, wie sie sich in diesen Unterschiedlichkeiten in Bezügen und Korrespondenzen im Rahmen der Gemeinsamkeit eines gemeinsamen Geschäfts verstehen, wie sie in der Gemeinsamkeit ihre Unterschiedlichkeiten praktizieren.

Danach zu fragen scheint mir in der gegenwärtigen Situation aus mehreren Gründen dringlich. – Das sozialmedizinische System hat sich in den letzten Jahren ungeheuer spezialisiert und differenziert; der darin liegende Gewinn in der sachlichen Arbeit aber hat seinen Preis: Koordination und Vernetzung werden zu einem eigenen, neuen und sehr aufwändigen Geschäft. Das ist mit allen Fragen, wie das im Konkreten ohne einen zu hohen und lähmenden Aufwand praktiziert werden kann, ein allgemeines Problem ja nicht nur der Sozialen Arbeit oder der Medizin, sondern der modernen arbeitsteiligen Gesellschaft, und darin dann eben auch unseres Geschäfts. Und: Koordination ist besonders dringlich in einem Feld wie dem unsrigen, das - neben den anderen verwandten Arbeitsfeldern wie dem der Wohnungslosenhilfe, der gemeindenahen Psychiatrie, der Straßensozialarbeit und der Familienarbeit - mit Menschen zu tun hat, die am Rand der Gesellschaft leben, deren Probleme gern verdrängt werden und für die der notwendige Aufwand sehr unwillig und zögernd skeptisch betrachtet wird. Hier braucht es eine gemeinsame Stimme, um die Probleme in der Gesellschaft deutlich zu machen und deutlich und offensiv zu vertreten. Und schließlich: die Randständigkeit unserer Adressatinnen und ihrer Probleme ist in unserer derzeitigen Situation besonders bedrückend: Im Zeichen der verstärkten Prinzipien des Markt und Produktion bestimmenden Neoliberalismus gilt die Anstrengung, sich in der Konkurrenz zu behaupten. Menschen werden danach bewertet, was sie als Humankapital taugen: die Rechte derer, die damit Probleme haben, also derer, die von Ausgrenzung, Exklusion und Randständigkeit, von Verunsicherung und Desorientierung bedroht sind und in ihr leben

müssen, verlangen eine besondere Anstrengung, geltend gemacht zu werden. Diese Aufgabe kann nur gemeinsam, nur in transparent miteinander abgesprochenen Aktivitäten und vor allen in einer gemeinsamen Politik der Einmischung geleistet werden. Gegen die so oft praktizierten und mächtigen politischen und öffentlichen Strategien des „divide et impera“, die einzelne Aktivitäten ausnutzen und gegeneinander ausspielen, die teilen um zu herrschen oder, aufs Ganze gesehen, ineffektiv bleiben zu können, gilt es sich zu wehren, um der Adressatinnen und der Durchsetzung ihrer Ansprüche in der Gesellschaft willen. Es braucht Vernetzung und Kooperation.

Dies ist natürlich vor allem auch ein praktisches Problem, also eines der Organisation und Verbindlichkeit von Kooperation. Ich komme später darauf zurück. - Aber hinter solchen praktischen Problemen stellt sich die Frage eines einheitlichen theoretischen Bezugssystems, in dem in der Verständigung über gemeinsame Prinzipien und in einer allen zugänglichen und vielleicht auch geteilten Sprache ebenso die Gemeinsamkeiten wie die spezifischen Zuständigkeiten ausgearbeitet sind, die im Kontext des allgemeinen Rahmens verantwortet und angegangen werden. Ich möchte dazu – wie im Titel ja angekündigt – den Rekurs auf das Konzept Lebensweltorientierung vorschlagen.

Ich rekapituliere knapp, indem ich mich auf ganz wenige Momente beschränke, die für die Konkretisierung in der Suchtarbeit notwendig sein können.

Zunächst: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit geht von der Frage nach der Lebenswelt der Adressatinnen aus. Das ist eine triviale Feststellung, die natürlich für alle soziale Arbeit und alle Arbeit gelten müsste. Sie versucht Menschen zu schützen, zu fördern und ihnen zu helfen. Dass dies in der lebensweltorientierten sozialen Arbeit aber als Maxime eigens betont wird, hat seinen Grund darin, dass gerade diese Selbstverständlichkeit immer in Gefahr steht, übergangen, vergessen, ja weggedrängt zu werden. Die Aktivitäten der Menschen – und die der Institutionen – sind von je spezifischen Interessen bestimmt Diese Aktivitäten führen dazu, dass Probleme und Schwierigkeiten, in denen die Menschen agieren, in spezifischer Weise gesehen werden: jeder hat eine Brille, seine spezifische Brille und sieht von da aus. Er sieht vor allem auch, was er sehen will. Er sieht auf Institutionen und Professionen bezogen, was zu den Maßnahmen und Angeboten der jeweiligen Arbeit passt, was in ihnen angegangen und bewältigt werden kann; Institutionen und Professionen agieren selbstreferentiell. - Diese Befangenheit wird zum Problem besonders dann, wenn sie im Umgang mit Menschen

praktiziert wird, die in ihrer Position unterlegen sind, die also im strukturell asymmetrischen Verhältnis von dem, der auf Hilfe angewiesen und dem, der helfen soll zueinander stehen und wenn die Arbeit an Prinzipien der Normalisierung, der Einpassung in herrschende Normalität orientiert ist, an Prinzipien, an denen die Gesellschaft der Normalen ihre Prinzipien mit Herablassung, Ungeduld und Härte praktiziert – auch um sie sich vor sich selbst zu beweisen. Das wird noch einmal besonders problematisch, wenn es sich im Namen hehrer Maximen der Menschenliebe oder des Mitleids darstellt. – Gewiss, gegen die früheren autoritären, stigmatisierenden und demütigenden Verhältnisse hat sich die neuere Soziale Arbeit und Suchtarbeit gewandt und in vielfältigen Korrespondenzen und Parallelen zur sozialpsychologischen und sozialpsychiatrischen Diskussion (z.B. Keupp, von Kardorff) und erfolgreich neu formiert. Aber die alten Muster sind nicht überall überwunden und wirken, wenn auch oft nur unterschwellig, weiter. Vor allem bleibt das strukturelle Problem aller Hilfen, ihre strukturelle Asymmetrie und Selbstreferentialität auch hinter diesen Neuansätzen wirksam und zeigt sich oft in Formen, die uns in der Arbeit nicht bewusst sind oder sich sogar als Nebenwirkung der neuen guten Möglichkeiten darstellen. Dies zeigt sich zum Beispiel in der Sicherheit einer besonderen Fachlichkeit, die die Adressaten gleichsam überfährt oder in der Konzentration auf den speziellen Zugang oder in der Überlegenheit einer fachlichen Arbeit, gegen deren so ausgewiesene Entschiedenheit sich der Adressat nicht wehren kann. Es gilt noch immer der Verdacht der Kolonialisierung oder – drastischer – der fürsorglichen Belagerung. - Nun wäre es illusionär anzunehmen, dass ein Konzept der sozialen Arbeit wie das der Lebensweltorientierung aus diesen Zwängen ausbrechen kann. Das Konzept aber versteht diese Gefährdungen als permanente, die sich in immer neuen Formen immer wieder stellen. Es versteht sich also als Prinzip eines selbstkritischen Prozesses, einer dauerhaften Achtsamkeit und eines permanenten Selbstzweifels, indem es sich dieser Situation bewusst ist. Das Konzept versucht ebenso einen offenen, unbefangenen, weiten Blick auf die Komplexität von Lebensverhältnissen wie eine kritisch-selbstkritische Haltung gegenüber den eigenen helfenden und unterstützenden Aktivitäten zu realisieren. Lebenswelt- und Alltagsorientierung geht, so verstanden, mit institutionell professioneller Selbstkritik einher. Probleme sind immer Probleme ebenso der Adressatinnen wie der Institutionen in ihrer immer auch definierenden, kolonialisierenden und stigmatisierenden Macht.

Die Lebenswelt der Adressatinnen will ich unter verschiedenen Aspekten charakterisieren. Für die Bestimmung einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit ist, - so habe ich es gerade schon gesagt - der Ausgang von der Lebenswirklichkeit der Adressatinnen zentral, der

Ausgang vom "Rohstoff Wirklichkeit", wie es Oskar Negt früher formuliert hat. Die Formulierung vom „Rohstoff Wirklichkeit“ akzentuiert noch einmal, dass die Frage nach der Lebenswirklichkeit vor den professionell institutionellen und darin gleichsam geformten, bearbeiteten Wahrnehmungsmustern, dass Wirklichkeit in der ungefilterten, direkten, unmittelbaren Wahrnehmung und Gestaltung der Adressatinnen Ausgang ist.

Diese Wirklichkeit wird näher bestimmt.

Wirklichkeit ist die Alltagswelt, die Alltäglichkeit,, in der alle Menschen sich zunächst erfahren, also die Situation in der Familie, in der Nachbarschaft, in der Arbeitswelt, in der gesellschaftlichen Situation – zum Beispiel in der Bestimmung durch das Geschlecht oder durch den Migrationshintergrund: es ist die Welt, in der Menschen sich vorfinden, mit der sie sich arrangieren. Der Mensch kann also immer nur gesehen werden in seinen Verhältnissen, nicht isoliert in Eigenschaften oder Kompetenzen, sondern immer nur darin, wie sich diese Eigenschaften und Kompetenzen in seinem sozialen Feld darstellen, wie sie durch das soziale Feld geprägt sind.

Diese Wirklichkeit ist abhängig von den Ressourcen, über die der Mensch in seinem Alltag verfügt, also von den verfügbaren oder fehlenden, vorenthaltenen materiellen und sozialen Ressourcen, von der Rechtssicherheit oder Rechtsunsicherheit, von dem akzeptierten oder randständigen sozialen Status, von der Armut und Exklusion, und von den tragfähigen oder belasteten sozialen Beziehungen. Sie ist also – mit Bordieu geredet – abhängig von den unterschiedlichen Kapitalien, den sozialen, individuellen, rechtlichen und kulturellen; sie bestimmen den Alltag. Es geht auch um die Frage, ob Menschen gesellschaftlich geachtet, oder missachtet sind, ob sie sich ihrer Situation schämen, gegen sie anzugehen versuchen oder ob sie rebellieren, resignieren oder sich apathisch in das Gegebene fügen.

Diese Verhältnisse sind der Hintergrund, die Bedingung, in denen der Mensch sich vorfindet; er agiert aber in ihnen in der Weise der Alltäglichkeit, die einer eigenen Logik folgt. Sie ist sozusagen die Vorderbühne, auf der er in den eigenen Gesetzen der Darstellung die Situationen zu bewältigen sucht. In dieser Alltäglichkeit suchen Menschen, wie sie bestehen können, wie sie die jeweils anfallenden Aufgaben bewältigen – sie suchen also, sich zu versorgen, einen Lebensraum zu organisieren und zu strukturieren, die Zeit zu ordnen und eine zeitliche Perspektive zu entwickeln, das Verhältnis zu anderen Menschen zu klären und zum eigenen Leib, also die Gesundheit zu beachten. Sie suchen die Anforderungen im Privaten, in der Arbeit und in der Öffentlichkeit miteinander zu verbinden. Sie verfolgen dabei Prinzipien des Pragmatismus und der Routinisierung.

Die Aufgaben der Lebensbewältigung können nun nicht nur im unmittelbaren Umgang, im Ich-Du Verhältnis der familialen, freundschaftlichen und kollegialen Beziehungen gesehen werden. Das hieße, die Lebenswelt auf gleichsam private Verhältnisse zu verkürzen und entspräche nicht unserer heutigen Situation, in der die Lebenswelt immer geprägt ist von institutionellen und organisationellen Strukturen und Möglichkeiten, also von gesellschaftlichen Regelungen, Rechtsvorschriften, von Institutionen zum Beispiel der sozialen Hilfssysteme und der Medizin, aber auch von Erwartungen und Regelungen des Arbeitsmarktes. Lebensbewältigung ist da hinein verwoben und bedeutet so immer auch die Fähigkeit zur Teilhabe an diesen gesellschaftlichen Organisationen und den darin liegenden Ressourcen. Lebensbewältigung meint also immer auch die Fähigkeit mit ihnen umgehen und sie nutzen zu können.

Die Aufgaben der Lebensbewältigung stellen sich als Auseinandersetzung, als Kampf dar; einer hat mehr Macht wie der andere, er sucht sich durchzusetzen, zu behaupten, er benutzt und funktionalisiert die anderen für das eigene Interesse, die erfahren sich unterdrückt und suchen sich zu wehren. Um sich zu behaupten versuchen sie sich in Szene zu setzen, sie benützen Strategien zum Beispiel der Selbstdarstellung und der geschönten Selbstdarstellung, aber auch des Verdrängens, der Verweigerung, der Abwehr und des Gegenangriffs, sie benützen auch Strategien des Lügens oder des Stigma-Managements.

Und schließlich: In der Alltags- und Lebensbewältigung steht der Mensch im Spiel von entlastenden Sicherheiten – von Routinen und offener Pragmatik, von den Selbstverständlichkeiten, zu wissen, was man tun kann und soll, wohin man gehört, auf wen man sich verlassen, vor wem man sich hüten muss und von Erwartungen, Hoffnungen, wie es anders und besser sein könnte, aber dann ebenso auch von Enttäuschungen, Resignation, Trauer, Wut und Ermüdung. Der Mensch kämpft um Anerkennung bei den anderen und vor sich selbst, er sucht eine Strategie, in der er sich von den anderen anerkannt weiß und selbst achten kann. Er will stolz auf sich sein können.

Solches Leben in der Alltagsbewältigung kann misslingen. Dann destruieren sich die Verhältnisse, die Ressourcen reichen nicht, die Sicherheiten in der Arbeit, in der Familie und im Freundeskreis brechen weg. In Verzweiflung und Hilflosigkeit verhärten sich

Ausweichstrategien und der Mensch verfängt sich in ihnen, soziale Konflikte, Verunsicherung, Beschämung, Angst und Armut kommen zusammen. Anstrengungen um eine neue Sicherheit misslingen, die Angebote und Erwartungen der Institutionen sind nicht hilfreich, erscheinen als Zumutung und treiben den Menschen nur tiefer ins Elend. Der Mensch versucht seiner Situation zu entkommen, ohne es zu können. Er gerät ins Abseits von Vorstellungen und Lebensmustern. Er gerät zum Beispiel in Sucht als Abhängigkeit, – in eine Abhängigkeit, – aber das hier nur am Rand – die gerade in unserer Gesellschaft mit ihrer Verfügbarkeit von Medikamenten und Suchtstoffen durchaus nahe liegend ist, in einer Gesellschaft, für die Suchtstoffe in beherrschtem Konsum ein prominentes Mittel der Wahl sind, um mit Problemen fertig zu werden, in einer Gesellschaft, die in weiten Bereichen die Risiken des Übergangs in Abhängigkeit bagatellisiert und die – etwas pointiert formuliert – erwartet, dass wir mit welchen Mitteln auch immer unsere Handlungs- und Leistungsfähigkeit selbst managen, uns jedenfalls oberhalb der verborgenen Leiden und Unzulänglichkeiten als fit und souverän darstellen.

Aber: Auch wenn sich hier viele Formen der Verelendung und Hilflosigkeit zeigen, das Misslingen bestimmt nicht allein das Leben. Die Konstellationen sind immer – wenn auch in unterschiedlichen Gemengelage – gemischt; auch hier in den verhakelten Lebensverhältnissen zeigen sich die Formen der Anstrengung um Lebensbewältigung, die Suche und die Hoffnung auf neue Formen von Selbstverständlichkeiten und Gemeinschaft, um Sicherheit und Anerkennung vor anderen und vor sich zu finden. Dies noch einmal zu betonen, also das Spiel von Wollen, Versagen und Missgeschick, von Anstrengung und Kränkung, von Hoffnungen und Träumen, das Spiel in dem weder die Bewältigungsanstrengungen noch deren problematische Lösung, weder der Lebensdrang noch das Leid vernachlässigt werden dürfen, scheint mir wichtig angesichts des zunehmenden Zwangs zur Pathologisierung und Therapeutisierung und der zunehmenden Macht dieser Definitionen in unserer Gesellschaft und ebenso in unseren Berufen.

Ich bitte um Nachsicht, dass ich dies noch einmal so ausführlich dargestellt habe. Aber es scheint mir notwendig, immer wieder darauf zu insistieren, dass alle Fragen nach schwierigem Verhalten – und also auch nach Sucht – verstanden werden müssen im Kontext der normalen Lebensaufgaben und Lebensstrategien von Menschen, im Kontext also von Anstrengungen, wie sie alle Menschen bewegen, wie sie dann aber bei dem einen gelingen, bei dem anderen aber nicht gelingen. Nicht gelingende Anstrengungen sind immer Versuche

um gelingende Anstrengung – sind Versuche, die für die einzelnen und für die Gesellschaft problematisch, ja unerträglich sein mögen, die aber nur verstanden werden können, wenn sie in eben den Intentionen gesehen werden, wie sie für alle Menschen gelten. Dieses Wissen und die Gemeinsamkeit in allen Lebensanstrengungen ist eine Basis allen gemeinsamen Handelns. „Tat wam asi“ hieß es bei den Buddhisten, „Christus begegne in jedem Menschen“ hieß es bei den Christen. Dieses Wissen muss Voraussetzung sein ebenso für die Rekonstruktion schwierigen Verhaltens wie für die elementare Solidarität, die in allen auch beruflichen Beziehungen den Untergrund, den Hintergrund des Agierens bestimmt, - in und neben allen Aufgaben der beruflichen, professionellen Distanz auch zu den Adressatinnen, in der die spezifischen Möglichkeiten des Helfens, Unterstützens, Begleitens und Förderns begründet sind.

Das also ist der Rohstoff Wirklichkeit, der Ausgang unserer Arbeit. Auf ihn gilt es sich zu beziehen, von ihm her gilt es, die Prinzipien der Arbeit zu bestimmen.

Alltag – so habe ich es dargestellt - ist gesellschaftlich bedingt. Not, Elend und Hilfsbedürftigkeit sind in der Benachteiligung und Ressourcenarmut der Verhältnisse geprägt. Sie verlangen Einmischung, Einmischung als das durch die Fachexpertise gestützte Mandat, die gesellschaftlichen Probleme unserer Adressatinnen und die sie immer wieder neu erzeugenden Strukturen aufzudecken und auf Veränderung zu dringen, sie also in der Öffentlichkeit anzuprangern und in Kooperation mit anderen politischen Akteuren zu verändern. Einmischen wird im Zusammenhang solcher Kooperation mit anderen Akteuren zum Mitmischen. – In diesem Kontext und vor diesem Hintergrund ist im Gefüge der Arbeitsteiligkeit unserer Gesellschaft das spezifische Geschäft der Suchtarbeit bestimmt als Arbeit im Alltag und an der Alltagsbewältigung, als Arbeit also auf der „Vorderbühne“ der Alltäglichkeit. Es scheint mir wichtig zu betonen, dass diese beiden Aufgaben nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen, auch nicht als bessere oder schlechtere, als eigentliche und nur vordergründige politisch moralisiert und gegeneinander abgewertet werden können. Sie haben nebeneinander und im Bezug aufeinander ihre je eigene Bedeutung.

Die Basis der Arbeit in der alltäglichen Lebenswelt ist zunächst, dass der Andere in seiner Lebenswelt verstanden, gesehen und respektiert wird. – Wenn diese Akzeptanz des Anderen aber im Kontext von Bedürftigkeit und Hilfe steht, geht es darum, die Alltäglichkeit in ihren



Verhältnissen, in ihrer Doppeldeutigkeit, in ihrer Ambivalenz von Gegebenheit, Selbstanspruch, Träumen und unterdrückten Hoffnungen und Leiden zu sehen und von da aus die wie auch immer unglücklichen und unzulänglichen Lebensformen im Anspruch jener sozialen Gerechtigkeit zu verändern, die den Lebenshorizont unserer demokratischen Gesellschaft bestimmt.

Die Eigensinnigkeit dieser Perspektive hat Voraussetzungen, die sich näher bestimmen lassen in der alten Formel von Hermann Nohl, dass es darum gehen müsse, den Mensch in seinen Lebensproblemen, also in seinen Entwicklungsmöglichkeiten zu sehen und nicht von den Erwartungen her, die die Gesellschaft an ihn hat, in Entwicklungsmöglichkeiten, die – und das ist die Intention – in und gegen die Gesellschaft vertreten und verteidigt werden müssen, deren Ansprüche erst dann und also von ihnen aus und auf ihrer Basis ins Spiel gebracht werden können und müssen. - Diese Maxime lässt sich wiederum konkretisieren in einer Trias von Vertrauen, Liebe und Neugier – das ist altmodisch formuliert: ich interpretiere es also in neuen Begriffen. Liebe meint die unbedingte Akzeptanz des Menschen dass er so, wie er ist, ein Recht hat so zu sein, dass er in seinem Sosein unbedingt akzeptiert ist. Diese Maxime gewinnt ihre Schärfe gegenüber dem Wissen vom lebensunwerten oder in seinen Lebensmöglichkeiten nur bedingt akzeptierten Lebens, gegenüber allen auch subtilen Abqualifizierungen und Einschränkungen von Partizipations- und Gestaltungsrechten. Vertrauen meint die Erwartung, dass Menschen Entwicklungsmöglichkeiten und Lernmöglichkeiten haben, dass es Perspektiven zum gelingenderen Leben gibt, - oder - bescheidener formuliert - dass Menschen jedenfalls Möglichkeiten haben, sich in ihren Verhältnissen zu arrangieren. Neugier meint schließlich die Erwartung, dass Menschen sich eigensinnig, eigenwillig entwickeln und dass dieses mit gespannter Erwartung gesehen und wohlwollend akzeptiert, verstanden, begleitet und gefördert werden muss. Neugier schließt ein, dass es ein Interesse, ein wohlwollend begleitendes Interesse daran geben muss, wie Menschen sich in ihrer Eigenheit darstellen – auch in ihren Besonderheiten, ihren Abartigkeit und Kuriositäten, aber vor allem in ihrer Fantasie, sich in den Verhältnissen zu arrangieren oder sie zu verändern. Voraussetzungen dieses Interesses ist die Verlässlichkeit und Belastbarkeit von Beziehungen.

Unter diesen Voraussetzungen gilt es nun, die Ambivalenz der Erfahrungen und Bewältigungsleistungen zu sehen. Zum einen also, das zu würdigen und wertzuschätzen, was Menschen selbst in ihrem Verhalten suchen, die Hoffnung, akzeptiert zu werden und

Anerkennung für sich und vor anderen zu finden, die Verlässlichkeit, die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Sicherheit und nach der Selbstverständlichkeit des Dazu- und Irgendwohin-gehörens. Zugleich und zum anderen aber gilt es, darin die unterdrückten Ansprüche, Träume und Möglichkeiten zu sehen und freizusetzen und von ihnen her im Anspruch sozialer Gerechtigkeit Verhältnisse so zu gestalten, dass die Menschen sich nicht abfinden mit fatalen Arrangements. So können Menschen in veränderten Verhältnissen die Fähigkeit und die Kraft entdecken und zu ihr ermutigt und ermächtigt werden, sich als Subjekt ihres Lebens zu erfahren. Das bedeutet für sie zu erfahren, dass sie nicht herumgeschoben, abgestellt, nur versorgt, nur von anderen, nur im vorgegeben Rahmen und in Bestimmungen gelebt werden, sondern dass sie ihr Leben selbst leben können und dass sie sich selbst als Menschen in ihren eigenen Möglichkeiten und Gestaltungsaufgaben spüren und sehen.

Diese Erfahrung aber ist anstrengend; sie geht in allen neuen Arrangements einher mit der Zumutung und Erwartung, dass Menschen sich zu sich entscheiden, dass sie sich ermutigen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen, dass sie sich zu sich und der Verantwortung für sich ermächtigen wollen. Es geht auch um den Abschied vom Eingespielten und Gewohnten, von Sicherheiten und Routinen. „Wer lernt, der leidet“ wusste schon das Alte Testament.

Die Vermittlung dieser beiden Aufgaben – des Respekts vor dem Gegebenen und dem Möglichen, dem Aufgegebenen - ist immer wieder schwierig. Es ist eine Frage der Verhandlung, die auch durch Konflikte hindurch geführt werden muss, um die „alten“ Lebensmuster und Lösungen mit „neuen“, hoffentlich besseren Lebensmustern zu vermitteln. Es geht also – und das zu betonen scheint mir wichtig – nicht um die Vermittlung von Problemen und Lösungen, sondern um die Veränderung von Problemlösungen, die sich als unzureichend erweisen durch neue, bessere Strategien. - Solche Verhandlung vollzieht sich immer in einer individuellen Konstellation und im Takt. Im Kontext des Konzepts der Lebensweltorientierung ist dies Problem in der Figur des gelingenderen Leben gefasst, in der des gelingenderen, nicht des gelingenden Lebens. Gelingenderes Leben meint eine Bewegung hin zu Verhältnissen, in denen Menschen sich über die Schwierigkeiten, Zumutungen und Unzumutbarkeiten des gegebenen Lebens herausarbeiten zu einem besseren Leben, also zu Verhältnissen, die nicht einfach gut – also gelungen – sind, sondern relativ besser und glücklicher, also entspannter, freundlicher, sicherer und verlässlicher als die gegebenen. Es geht um Stufen, oft um kleine Stufen, die jeweils bestimmt werden müssen in den Möglichkeiten, die den Menschen erreichbar sind. Sie müssen in Relation zu den gegebenen Verhältnissen und den in ihnen liegenden Chancen zur Veränderung und zur Bewegung gesehen werden. – Eine solche vorsichtige Rede vom gelingenderen Leben betont, dass es

kein absolutes Ziel, sondern dass es Stufen der Verbesserung und der Veränderung gibt. – Das bedeutet zum Beispiel: In bestimmten Konstellationen die Substitution mit Methadon und gleichsam aushaltende Hilfen auch für die anzubieten, die im Konsum nicht einfach aufgegeben werden dürfen, sondern Stabilisierungsmöglichkeiten brauchen, um in noch aushaltbaren Verhältnissen zu Rande zu kommen. – Oder - am Beispiel der Straßensozialarbeit verdeutlicht – etwa im Programm “kids“ im Hamburger Hauptbahnhof: es ist hilfreich, Menschen in ihrem Freiheits- und Ausbruchsdrang zu sehen und in ihrem Wunsch, sich mit anderen zu treffen und dabei zu erfahren, dazu zu gehören. Es ist hilfreich sie darin zu stützen, aber auch Gelegenheiten zum Essen und Schlafen zu arrangieren und ebenso Möglichkeiten zur elementaren Versorgung – also zum Arztbesuch und zur Gesundheitspflege und zum Duschen. Es ist aber ebenso hilfreich, dass Möglichkeiten arrangiert werden, dass sie, wenn sie es denn wollen, von der Straße weg in eine verlässliche Wohnung ziehen können und, schließlich vielleicht, abgebrochene Beziehungen, zur Schule oder zur Ausbildungsstelle oder auch zu ihrer früheren Familie aufzunehmen oder sich in neuen für sie attraktiven Programmen arrangieren können.

Und : Auch eine in der vorsichtigen Rede vom gelingenderen Leben gefasste pädagogische Strategie muss sich ihrer Grenzen bewusst bleiben. Es gibt natürlich Lebensentwürfe, die schwer nachvollziehbar und verständlich sind, die aber akzeptiert werden müssen. Verstehen geht immer auch mit Respekt vor dem nicht Verstandenen und Verstehbaren einher. - Es gibt Konstellationen, in denen es nur pragmatische Übereinkünfte darüber geben kann und muss, wie man sich zumindest in Bezug auf die elementarsten Unterstützungsleistungen verständigt.

Diese Arbeit konkretisiert sich in der Unterstützung des Alltags, im Medium der spezifischen Erfahrungsmuster und Bedeutsamkeiten, die das Bewältigungsmuster in der Alltäglichkeit bestimmen. Es scheint mir hier wichtig, zunächst noch einmal und gleichsam grundsätzlich zu betonen, dass dies eine eigene Bedeutung, eine eigene Dignität hat; solche Arbeit ist nicht das, was sich neben den ernst zu nehmenden therapeutischen Arrangements und den ernst zu nehmenden Regulierungen der finanziellen und rechtlichen Verhältnisse gleichsam nebenher ergibt und nebenher erledigt werden kann. Es sind Aufgaben, die eigens gestaltet, die in ihren eigenen Möglichkeiten und Schwierigkeiten bedacht, geplant und Schritt für Schritt gelernt und geübt, die gekonnt und reflektiert werden müssen, die Professionalität verlangen und voraussetzen. Um es zu pointieren: es ist gar nicht einzusehen, warum sich inzwischen die breit vertretene Zunft der Physiotherapeuten große und gekonnte Mühe gibt, den Menschen zu zeigen, wie sie sich in Bezug auf körperliche Blockaden und Schwierigkeiten bewegen und

Geschick beweisen können und warum wir nicht selbstverständlich davon ausgehen, dass es eben diese bewussten, gekonnten, reflektierten und auf die individuellen Verhältnisse abgestimmten Formen der Unterstützung in den Alltagsschwierigkeiten, in den Ängsten, Blockaden und Unsicherheiten des Alltags geben muss, die unsere Adressatinnen so belasten und behindern. Hier würde es sich nun natürlich anbieten, generell auf die besondere Bedeutung von Alltag und Alltagsbewältigung in unserer Zeit einzugehen: sie ist im vorigen Jahrhundert zunehmend deutlich geworden – das zeigt sich in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften, aber ebenso z. B. in der so unglaublich gewachsenen allgemeinen Beratungs- und Unterstützungsliteratur in allen Alltagsfragen. Darauf kann ich hier aber nicht eingehen. Ich beschränke mich auf den Hinweis, dass es eines der großen und für die nächste Zeit dringlich anstehenden Probleme sein wird, die Eigentümlichkeit dieser Alltagsarbeit zu beschreiben, auf den Begriff zu bringen und die in ihr angelegten Barrieren und Möglichkeiten in den Entwicklungs-, Bewältigungs- und Lernprozessen zu konkretisieren – also, etwas herausfordernd geredet, eine empirisch und an Fallkonstellationen ausgewiesene Didaktik und Methodik der Hilfen zur Alltagsbewältigung zu entwickeln. Die derzeitige Szene ist ja – so scheint mir jedenfalls – immer noch bestimmt von einer gewissen tastenden Unsicherheit und Sprachlosigkeit in der Darstellung und Beschreibung dieser Arbeit im Alltag, vor allem auch in ihrer Vertretung gegenüber technologisch ausgefeilten Konzepten, die oft so selbstsicher und forsch daherkommen, aber in gegebenen komplexen Alltagsschwierigkeiten unzulänglich bleiben. - Hier liegen, wenn ich das nebenher bemerken darf, übrigens ähnliche Probleme, wie sie sich seit langem der Frauenbewegung im Kontext der Arbeiten von Sorgen, Fürsorge und Care stellen und neuerdings auch in der allgemeinen Bildungsdiskussion in Bezug auf jene Alltagsbildung und ihre informellen Bildungs- und Lernprozesse, von denen zunehmend deutlicher wird, wie wichtig sie für das Lernen und die Bewältigungskompetenzen in unserem heutigen Leben in der heutigen Gesellschaft sind.

Also, Hilfen im Alltag, im Medium der Alltäglichkeit. Das bedeutet, dass die Arbeit in den vielfältigen Anlässen, Mühseligkeiten und Schwierigkeiten der alltäglichen Bewältigung, ansetzt, z.B. in der Strukturierung und Ordnung der eigenen Dinge und Besitztümer oder in der Ordnung des Raums und auch zum Beispiel in der Überwindung der Angst, zu Ärzten zu gehen, in der Überwindung der Angst vor Kontakten zur früheren Familie und den Kindern, in der Überwindung der Angst, sich mit Menschen zu treffen, aber auch in der Angst, Unterlagen von Eltern oder von der Bank auch nur anzusehen.

Hilfen im Alltag beziehen sich auf das Ganze der komplexen Lebenswelt; sie können in der Alltagswelt der Adressatinnen angesiedelt sein, in der Familie, in der Gruppe der Betroffenen, in Wohngelegenheiten; sie können und sollen in der Lebenswelt zugänglich und niedrigschwellig arrangiert sein. Hilfen müssen sich auf das Ganze des Lebensfeldes beziehen, also auf das Netz von Freunden, Nachbarschaft, Strasse und von Verwandten. - Die Potentiale, die im familialen, verwandschaftlichen und nachbarschaftlichen Raum liegen können, werden neuerdings in Projekten wie denen des „Familienrats“ deutlich und genutzt, wenn zur Hilfe ein Netz geschaffen wird, in dem alle Beziehungen, die erreichbar scheinen, aufgesucht, aktiviert und ausdrücklich als Kern und Mitte eines Hilfsarrangements genutzt und stabilisiert werden. Hilfen im Ganzen der Lebenswelt beziehen sich aber ebenso auf Institutionen wie Sozialamt, Kindergarten und Schule, Institutionen also, mit denen die Adressatinnen in Kontakt stehen, mit denen sie Erfahrungen machen und haben. - Dieser Bezug auf das Ganze der Lebenswelt gilt vor allem auch da, wo spezielle Hilfen in besonderen Einrichtungen – sozusagen am eigenen dritten Ort - angeboten werden; Beratung, Klinik und Gefängnis sind Orte im Gefüge der Lebenswelt der Adressatinnen, Orte die immer zurückgebunden und eingebunden sein müssen an die Probleme und Ressourcen der Lebenswelt. Gerade hier insistiert der institutionenkritische Ansatz der Lebensweltorientierung auf der immer wieder neuen Gefahr vor der Selbstreferentialität der Institutionen. – Die Arbeit also zum Beispiel im Gefängnis muss verbunden sein mit der sozialräumlich regionalen Zuständigkeit in den Verhältnissen, in die Menschen hinein entlassen werden (und da fehlen, wie die Kolleginnen beteuern, bei derzeitiger Personalausstattungsnutzung die allernotwendigsten Ressourcen an Zeit und Energie). Die Arbeit aus der Klinik heraus muss bezogen sein auf die der ambulanten und begleitenden Dienste und diese müssen wiederum auf die spezifischen institutionellen Möglichkeiten bezogen sein. Es ist ein schöner Erfolg, - so Obert - wenn Adressatinnen lernen, in ihrem Alltagsleben ihre eigenen Empfindlichkeiten und Hilflosigkeiten auch in Bezug auf die Möglichkeiten der Klinik zu sehen und von da aus den Zeitpunkt der Hilfen zu sehen und so ihnen gegenüber souverän zu werden. – Wichtig ist schließlich auch die Vermittlung zur Arbeitswelt – also zu den Möglichkeiten, sich in Beschäftigungen und Arbeitsverhältnissen als zuständig für den eigenen Lebensunterhalt und für eigene Tätigkeit in der Gemeinschaft zu erfahren. Es braucht eigene und eigens einzurichtende Arbeitsstellen – im sogenannten dritten Sektor oder auch in spezifisch ausgelegten Arbeitsstellen im ersten Sektor. Es ist – wenn ich das am Rande bemerken darf – beschämend, wie unwillig und fantasielos unsere Gesellschaft ist, für Menschen mit Arbeitsschwierigkeiten Möglichkeiten partieller Arbeit anzubieten, so

wie es für behinderte Menschen selbstverständlich ist. Die Arbeit für Menschen mit Arbeitsschwierigkeiten müsste gewiss subventioniert werden, deren Subvention aber, gemessen an dem, was zur Subvention anderer Arbeitsplätze (früher in der Kohle heute in der Hochtechnologie) aufgewandt wird, minimal ist. –

Aus diesem Aufgabenprofil ergeben sich Konsequenzen für die Aufgaben der Kooperation und Vernetzung.

Hier stellen sich zunächst Fragen danach, ob die gegenwärtig praktizierten Arbeitsteilungen und Zuständigkeiten bleiben sollen, ob sich nicht eher neue zusammenfassende Zuständigkeiten anbieten. – Jenseits solcher ausgreifenden Strukturüberlegungen aber gewinnen hier zunächst die ja in der Sozialarbeit durchaus traditionellen Aufgaben der Vermittlung noch einmal besondere Bedeutung, der Vermittlung zwischen den Alltagserfahrungen und –möglichkeiten der Adressaten und den Möglichkeiten und Erwartungen und Regularien der speziellen Institutionen – der Schulen, der Krankenhäuser oder der Arbeitsvermittlung. Hilfe im Alltag ist in weiten Bereichen auch Arbeit im Zwischenbereich, Arbeit der Vermittlung, der Schaffung von Zugängen und der Stabilisierung in Zugängen, die für die Adressaten problematisch sind.

So wichtig es mir nun auch scheint, dass solche Öffnungen und Vernetzungen in einer theoretisch gefassten Gemeinsamkeit begründet sind, - das zu plausibilisieren war ja die Intention der bisherigen Darstellung - so notwendig sind hier natürlich die konkreten Formen der Kooperation, also die Institutionalisierungen ebenso von allgemeinen Möglichkeiten des Austauschs (wie es eine solche Konferenz wie diese bietet), aber auch der gemeinsamen Fallverhandlungen und der sie notwendigerweise fundierenden und sichernden, regelmäßigen gemeinsamen Absprachen über Strategien der Verzahnung und des Ineinandergreifendes von Aktivitäten. Ich bin davon überzeugt, dass ohne solche institutionalisierten Orte der gemeinsamen Verhandlung die auf den Einzelfall bezogene – und ja häufig auch durchaus funktionierende – konkrete Fallverhandlung gleichsam in der Luft hängen bleibt, jedenfalls in Bezug auf die Notwendigkeit eines Systems ineinandergreifender, der Komplexität des Alltags und der Komplexität der Erfahrungen unserer Adressatinnen entsprechender Bedürfnisse. Und: Solche Kooperation braucht Ressourcen, also Zeit und Geld und – vor allem - die Voraussetzung der Anerkennung der Gleichwertigkeit der Ansätze in allen gegebenen Verschiedenheiten. Hier liegen aus der Geschichte und den oft subtilen und dramatischen Kämpfen um Status und Definitionszuständigkeiten Probleme. Der „war of

professions“ ist hart – und gewinnt in unseren Zeiten der Knappheit von Mitteln und der Konkurrenz um sie neue Härte. Nun: Dies könnte und müsste man weiter konkretisieren, – es ist aber in den sehr unterschiedlichen Profilierungen der Arbeit dann sicher Gegenstand der Arbeitsgruppen.

Ich möchte stattdessen meine eingangs gemachten Bemerkungen zur gegebenen sozialpolitischen Situation noch einmal aufnehmen. Ich habe das Konzept Lebensweltorientierung als Programm skizziert, als Aufgabe der Gestaltung, Veränderung und Reform. Dass das in weiten Teilen nicht – noch nicht – realisiert ist, habe ich zwischenhinein immer wieder angedeutet. Hier liegt großer kritisch-selbstkritischer Nachholbedarf vor allem auch für eine Forschung, die die gegebenen Verhältnisse an den aufgegebenen Zielen misst. Das wird immer wieder konstatiert, ist aber, ebenso wie die Arbeit selbst in der gegebenen sozialpolitisch-politischen Situation gleichsam abgebremst. Es wäre naiv und führte nur zu belastender Selbstüberforderung, wenn die Aufgaben unserer Arbeit und ihrer kritischen Weiterentwicklung nicht in diesen weiteren Kontext gesetzt würden. In ihr nämlich steht eine auf die Hilfe im Alltag bezogene Arbeit im Gegenwind. Die Zeit ist bestimmt durch den Primat ökonomischer Interessen, – den Raubtierkapitalismus, wie Helmut Schmidt es formulierte –, also dem Primat von Kapital, Markt und Konsum. Es zählt die Leistung, es zählt der Mensch als Humankapital. Menschen wie unsere Adressatinnen bleiben am Rand, ihre Probleme werden in ihrer sozialpolitischen Bedeutung herabgespielt, Und damit geht einher, dass die Gesellschaft Ordnung, Ruhe und Sicherheit durchsetzt und sichere und ruhige, „schöne“ Öffentlichkeiten will und alles, was ein solches Bild stört, verdrängt. Und: Auch in unserer Arbeit selbst werden die effektiven, rationalen, raschen Erfolg versprechenden Hilfen, wird ein Arbeitsarrangements favorisiert, das betriebswirtschaftlichen Gesetzen unterworfen ist, das gleichsam als Betrieb arrangiert und eingerichtet wird. Natürlich, aber das muss ich hier nicht ausführen, geht es nicht darum, Effektivität, Transparenz und Kontrollen in der Arbeit nicht ernst zu nehmen, aber es geht darum, sie von der Sache aus zu bestimmen und die von der Sache her gegebenen Maßstäbe zu vertreten und durchzusetzen. –

Also: Gegen solche massiven Intentionen einer zunehmend neoliberal geprägten Gesellschaft stehen die Prinzipien einer lebensweltorientierten Arbeit. Diese braucht Zeit, um Verständnis und Vertrauen aufzubauen, sie braucht Zeit für Umwege, um Veränderungen möglich zu machen, zu ihnen zu ermutigen und sie durchzuhalten. Sie braucht Ressourcen, um Verhältnisse auszuhalten auch da, wo sie nur wenig veränderbar sind. Sie braucht Raum für

die Adressaten ebenso wie für eine eigene Arbeit, die nicht unter dem Diktat rascher Effektivität stehen kann, sondern im Horizont der Verbesserung in den mühsamen Stufen, die zu einem gelingenderen Alltag führen. – In dieser widerständigen, der Zeit gegenüber widerborstigen Intention aber scheint mir auch die Suchtarbeit Indiz dessen, ob und wie der Anspruch unserer Gesellschaft ernst genommen wird, allen ein Leben in Würde möglich zu machen, ob – anders geredet – unsere Gesellschaft das Sozialstaatspostulat als ein Moment versteht auf dem Weg hin zu einer Gesellschaft, die die Abgründe, Schwierigkeiten und Verzweiflungen des menschlichen Lebens und die Arbeit an diesen Mühen des Lebens nicht verdrängt, sondern als Teil ihrer Zuständigkeit und ihrer Gestaltungsaufgabe verstehe. Klaus Dörner hat einmal formuliert, dass eine Gesellschaft dann gut sei, wenn sie auf der einen Seite in der Produktion stabil sei und auf der anderen Seite Raum und Ressourcen für das Leben derer und die Arbeit mit ihnen habe, die mit den Ansprüchen der Gesellschaft und ihres Alltags nicht zu Rande kommen.